



Von Jahr zu Jahr.

Eine Selbstvergeschichte von Waldemar Urban.

Nachdruck verboten.

„Ah, sieh da! Hansen, alter Junge! Nun, wie geht's? Immer heiler und munter? Au! Sapperment, was brauchst Du mir vor lauter Wiederlebens-Jubel die Hand zu zerküßchen? Das ist ja, als ob Du ein Verwandter des Herrn Götz von Berlichingen wärest.“

„Jugendkraft, Lebenslust, Robert, frischer Mutz, das ist's; braucht man dazu so esserne Verwandtschaft? Fröhlicher Mutz, ledliches Geld, helfen einem Jünggelein durch alle Welt! Merke Dir das, Fräulein bei Dir ist das alles vorbei. Hast Dich verheiratet im vergangenen Jahr? Armer Freund!“

„Wie? Du befindest mich ganz leidlich; Dolly ist eine charmante kleine Frau —“

„Ja doch, ja. Ich weiß das alles, Fittlerwecken! Aber Du gehst doch, daß von Fittlerwecken noch kein Mensch gesprochen hat. Daß sie nur erst anrücken, so drei, vier, fünf, sechs Mann hoch — armer Freund!“

„Nun, nun; kommt Zeit kommt Rath. Du kennst doch meinen Schwiegervater — Du wirst ihn übrigens gleich sehen; es ist ja heute Sylvester, da kommt die ganze Familie zusammen. Das ist immer eine Freude, sage ich Dir —“

„Thu mir den Gefallen, Robert; Du weißt, daß ich für Familienfreuden nicht sonderlich eingenommen bin. Ich esse und trinke was ich will, wohne wo ich will, lebe wie ich will und befinde mich dabei außerordentlich wohl, wie Du siehst. Wozu brauche ich Familie und ihre zweifelhaften Freuden?“

„Aber Hansen! Na, es ist mir gut, daß noch nicht aller Tage Abend ist.“

„Uffim! Du glaubst doch nicht etwa, daß ich mich noch befehde? Ich kenne das Leben. So lange die Leute aus dem Hiraat noch ein Gesicht machen, so lange die jungen Damen darin nur eine Art Verpflegung erblicken —“

„Aber lieber Freund, Du bist ja ein schrecklicher Feinsinnig geworden! Du mußt recht schlechte Gesellschaft haben.“

„Ich habe die Gesellschaft, die ich haben will; ich brauche keine andere. Ubrigens auf Deinen Schwiegervater befinne ich mich ganz gut; weißt Du mit wem er eine tollste Lebnlichkeit hat?“

„Nun?“

„Mit dem Meerzreis auf dem Böcklin'schen Bild „Im Spiel der Wellen“. Warhaftig, Robert, der reine Meerzreis. Da ist ganz das runde kupferrote Gesicht mit dem gutmüthigen, behäbigen, erwünschten Lachen, den gutmüthigen hellgrünen Augen, wie dort, habe immer meinen ganz besonderen Spaß, wenn ich ihn sehe. Aber — als Schwiegervater? Nein, als Schwiegervater kann ich ihn mir nicht denken. Da geht alle behäbige Komit zum Teufel.“

„Warum nicht gar! Er ist ein vorzüglicher Mann und wenn er zehnmal Schloffermeister wäre. Du hast nun einmal eine wunderliche Voreingenommenheit gegen — gegen alles Familiäre. Mein Gott, Hansen, Du bist doch eigentlich in einer bedauerlichen Lage —“

„Wacht wahr? So sagen nämlich alle, und das ist mein Stolz, Unabhängigkeit, frei, gut finirt; es ist eine Lust zu leben!“

„Du mißverstehst mich —“

„Wie?“

„bann vorbei sind, so haben sie hier eine Falte gemacht da eine Rinne eingegraben, hier ein Haar gebiecht, dort eine Hoffnung getäncht. — Lieber Freund, so lüthig und vielversprechend sie alle ankommen, es vergeht keines ohne uns hinterlistig loszulagen einen Theil zu verkehren und das letzte ist überalshin schnell da und schießt uns hochtagend in die Gräber.“

„Aber Robert, das sind ja recht niedliche Neujahrsbetrachtungen! Und Du nennst mich einen Feinsinnigen? Komm, laß Deine Beiseit, die nichts taucht, ich will Dir beibringen, wie man lebt! Verlaß Dich auf mich, ich kenne das Leben, sage ich Dir. Komm, laß uns ein trinken. Da, ha, dort kommt auch der Meerzreis. Gut. Tres faciunt collegium. Prost, Prost Neujahr!“

II.

(Zehn Jahre später.)

„Im Robert, was ich sagen wollte, es ist doch eigentlich bei Dir recht gemüthlich.“

„Sindst Du? Aber lieber Freund, Du mußt mich jetzt wirklich einen Augenblick entschuldigen; Du glaubst nicht, was solch eine Kintausfe für Unruhe und Beschäftigung ins Haus bringt, und ich kann der Dolly doch nicht alles auf dem Halle lassen.“

„Warum mußt Du aber auch gerade am Sylvester —“

„Ökonomie, lieber Hansen, Ökonomie! Ich halte nun einmal daran, zum Jahreswechsel einige gute Freunde um mich zu haben, und da schlage ich denn in diesem Jahre zwei Fliegen auf einen Schlag. Kintausfe und Sylvester — aber ich muß Dich wirklich einmal für zwei Minuten allein lassen; Du nimmst mir's doch nicht abel?“

„Aber Robert?“

„Dolly echauffirt sich nämlich bei solchen Gelegenheiten leicht zu sehr und da will ich doch einmal nachsehen, daß sie sich nicht Schaden thut.“

„Aber laß Dich doch so nicht führen, Robert.“

„Robert verläßt das Zimmer, Hansen legt sich festzend an einen Tisch und blättert in einem Album.“

„Das ist sie; das ist die Dolly! Sie hat das Nende, das Gemüthliche, das Behäbige von ihrem Vater, vom Meerzreis, wenn sie nicht so großköpfig auskiesft. Im Gegentheil, eine feine Frau; und geschäftig wie ein Weibel; und sorglich wie — wie eine Hausfrau. Und doch ist sein ältester Junge; ein hübscher strammer Bürsche. Himmel, der ist nun auch schon neun Jahre alt. An den Kindern steht man doch recht deutlich, wie rasch die Zeit vergeht! Und das ist mein Paßge; nun auch schon fünf Jahre alt. Mein Gott, mir ist's, als ob wir ihn gestern getauft hätten! Und nun schon der dritte Junge und Dolly hatte sich so auf eine kleine Dolly getraut! Im, ich könnte nun auch schon —“

„Er leutz, klappt das Album zu, geht einige Male nachdenklich durch's Zimmer und bleibt endlich vor einem Spiegel stehen.“

„Himmel, was ich ich! Ein schönwäges Haar in meinem Bart! Das muß gut sein. Sollte man's glauben? Mir achtunddreißig Jahren; Ja, ja! man wird doch auch alt.“

(Ruhe)

„Und wie geschäftig sie hier alle sind; das ist Leben und Beweglichkeit, das ist eine Freude, eine Geisteslust, eine Thätigkeit, eine Zusammengehörigkeit; das lebt immer eins im andern wieder auf! Sie werden nicht alt! Und bei mir zu Hause ist es kalt und finster, ungemüthlich, einsam, langweilig. — Nichts ist in der Ordnung, kein Knopf an der Hose, kein Pantoffel an der rechten Stelle, und alles muß ich verschleppen. Schweißlich! Und das Kneipenleben — Wrr! Für sein theures Geld möglichst schlecht und ungesund zu essen und zu trinken. (Es schießt ihm an.) Pfui! Ich sehe es kommen, ich muß zum Feiljahr wieder nach Karlsbad! Der reine moderne Phästrer! Ah!“

„Robert kommt zurück.“

„So, da bin ich wieder. Aber ich dachte, Du wärest heute gar nicht lustig, Hansen. Du siehst wirklich recht griesgrämlich aus. Ist Dir etwas Unangenehmes passiert?“

„Bewahre; was soll mir denn Unangenehmes passieren? Da ich nicht irel, unabhängig, sorglos?“

„Ja, ja! Aber weißt Du, es wird doch von den sogenannten Sorgen des Lebens ein mehr als gerechtfertigtes Welen gemacht. Mein Gott, ich gebe es ja zu, daß es nicht ohne sie abgeht, und manchmal sind es auch recht schwere, herzdrückende Sorgen, aber dazu ist man ja da, daß man diese Sorgen überwindet; dieser Kampf mit dem Leben bringt ja die eigenen Kräfte erst zum Bewußtsein! Und wie schön ist dieses Bewußtsein, Hansen; Du hast keine Ahnung davon! Wer so am Rande des Lebens steht wie Du, als alter, einjamer Jünggelein —“

auf. Sie sind mir eine zweite Jugend, meine Zukunft und meine Vergangenheit.“

„Na, sei so gut; Du thust ja, als lebtest Du in einem Paradies!“

„Das will ich gerade nicht sagen; Menschen sind nun einmal Menschen, und unvollkommen wie sie als solche sind, wird es ihnen nie ohne gewiß! Zufällenfälle, ohne gewisse Trübungen des Glückes abgehen, aber offen gelassen, Hansen, wenn ich mein Loos mit dem eines alten einlamen Jünggelein vergleiche, so wird mir die Wahl wahrhaftig nicht schwer. Ich liebe meine Frau, meine Kinder, und in den Sorgen um sie, — in denleichen Sorgen, Hansen, die Du immer so scheidlich, dem Menschendasein so verberlich fandest — habe ich das schöne Bewußtsein meiner eigenen Kraft und meines eigenen Könnens gefunden. Ich habe ferner gefunden, Hansen, daß es doch von einer recht schwächlichen — seigen Natur zeigt, sich vor solchen Sorgen zu verziehen. Man verzieht sich nämlich dadurch gleichzeitg auch vor dem, was das Leben des Mannes eigentlich ausmacht, vor seinem Naturrecht, kurz vor seinen wesentlichen und vollen Dasein. Ein Mann ohne Familie hüßt gleichsam nur wie ein Schatten über die Erde, während Kinder ihm erst den vollen Glanz und die ganze Majestät seines Menschenthums verleihen.“

(Hansen lacht, aber etwas gezwungen.)

„Du hättest Staudesbeamter werden sollen, Robert. Wahrhaftig, Du hast Deinen Berzj verfehlt. Ich habe noch nie eine so schöne Traured gehört. Aber — jawohl, Robert, Spaß bei Seite, die Sade hat ihr Aber.“

„Nun? fahre doch fort; ich bin begierig, ob Dein Aber auch stichhaltig ist gegen die Natur der Dinge, wie sie doch nun einmal ist.“

„Im! Mit einem Ehemann wie Du bist, läßt sich die Sade eigentlich schwer erörtern, indessen — wir sind ja unter uns, und da können wir sie schon besprechen. Siehst Du, Robert, Du bist ja gut gefahren. Deine Dolly ist ein Prachtweib. Nicht zu geheiht, nicht zu dumm, nicht zu hausbacken und nicht zu überpannt hat sie ihren Sinn auf die goldene Mitte eines zwischigen Behäbigkeit gelegt. Bravo! Du bist sozuzagen, ob daran. Indessen mußt Du deshalb doch nicht thun, als ob Du nie von einer Entscheidung oder von einem sonstigen Ehemunglick, wie es ja in unserer modernen Zeit so schrecklich häufig ist, gehört hättest, als ob Du nie im Leben gesehen hättest, wie ein Mensch dem andern zum Fluch wird, wie —“

„Ich weiß, was Du sagen willst, ipare Deine Lunge, denn es ist nicht schön zu sagen, was nicht schön zu thun ist. Aber ich frage Dich dagegen, ob es deshalb gut ist, die Ehe zu vermeiden.“

„Natrürlich! Gerade deshalb.“

„Wieso denn? Entgeht ein Mann deshalb den Folgen seiner Narrenstreichs, weil er keine Frau nimmt? Was hat die Ehe damit zu thun? Wozu hat man denn die Augen im Kopfe, wenn man sie bei der Wahl einer Frau nicht aufsperrt? Wer sich in solchen wichtigen Entscheidungen von den modernen Öthen leiten läßt, als da sind: Geldgier, Ehrgeiz oder gewisse nicht näher zu bezeichnende Leidenschaften, der braucht sich doch wahrhaftig nicht zu wundern, wenn ihm diese Öthen in den Abgrund führen! Ein Gott und ein Öghe sind zwar, als das weißt Du doch, Hansen. Aber lassen wir diese theoretischen Erörterungen. Wir wollen uns die Sybellestimung nicht verderben. Nur eins möchte ich doch noch bemerken — für den besondern Fall, Hansen, merke auf, es ist Dein guter, aufrichtiger Freund, der spricht: Wer nicht heirathen will, der findet leicht Gründe für sein Nichtwollen, aber im Nichtwollen selbst liegt die Klarheit, der Öghe! Jetzt willst Du nicht, Hansen, nimm Dich in acht, daß nicht einmal die Zeit kommt, — wo die andere nicht mehr will.“

„Uffim, Robert! Mit achtunddreißig Jahren ist man noch jung. Ich habe schon viel ältere Leute heirathen sehen.“

„Ich auch. Es war aber auch danach. Komm, meine Frau ruft zum Essen.“

III.

(Zehn Jahre später. Dasselbe Zimmer. Hansen sitzt in einem Sessel und hat die kleine fünfjährige Dolly auf dem Schoß, die er zärtlich freit. Er ist gealtert, hat weiße Haare und tiefe Falten um die Mundwinkel, die auf eine Regenttaufe deuten.)

„Daß Du mir Schokolade mitgebracht, Dank? Mein Gott, ich habe es heute vergessen, Dolly. Aber morgen ist ja Neujahrstag, da sollst Du eine große Dite haben.“

„Ich morgen!“

„Sei nur gut, mein Kind; Du bist ja doch mein Liebling, Du bekommst alles, was ich habe.“

„Na, so gib's her.“

„Nun, wenn ich tot bin.“

„Na, so stirb nur bald.“

„Aber Dolly! Du bist ja ein kleines Knageheuer. So würdest Du doch zu Papa nicht sagen.“

„Ja, das ist auch der Papa!“

„Er lebt das Kind reich an die Gabeln und teilt es mit und nachherlich an's Futter. Mädelkitt ein. Er ist etwas heftig geworden, heftig oder munter und kräftig aus.“  
„Ach, Du bist schon da, Hansen? Grüß Gott; wie geht's heute?“  
„Schlechter und schlechter. Der Arzt will durchaus, daß ich nach Karlsbad soll. Jetzt mitten im Winter!“  
„Nun, Du mußt ihn doch gehorchen. Ich würde Dir wenigstens dazu raten. Der Magen ist ein schlimmer Feind.“  
„Ein schlechterer! Du kennst das nicht.“  
„Gott sei Dank, nein. Aber es wird ja wieder besser werden.“  
„Besser werden? In meinen Jahren?“  
„Nun nun, Du bist doch nicht älter wie ich.“  
„Du! Das ist etwas ganz anderes. Du hast Deine Pflege, Deine richtige Regelmäßigkeit, Dein hübsches Heim, während ich —“  
(Er leutet.)  
„Ich glaube, Du siehst die Sache schlimmer an als sie ist. Du weißt doch, daß man sagt: Weiße Haare sehen alles schwarz. Du mußt Dich von einer so greisgrämlichen Schwärzerei nicht so gelangen nehmen lassen.“  
„Du hast gut reden! Wenn Du in meiner Haut färbst, Du — Du häßtest Dich längst aufgehängt.“  
„Aber Hansen, um Gotteswillen, was ist denn mit Dir passiert?“  
(Er leutet.)  
„Geh, Dolly, sag Mama, sie solle Osef Hansen's Suppe zurecht machen. Wir können gleich zum Essen.“  
(Dolly geht fort.)  
„Nun, Hansen, jetzt sind wir allein, jetzt rede. Du weißt, ich habe ein Recht zu fragen. Unsere alte Freundschaft gibt mir ein Recht auf Deine Aufrichtigkeit. Also rede, wo fehl's?“  
„Robert, Du hast Recht; die Jahre haben etwas Heimtückisches an sich, etwas Brauones. Keines verdirbt ohne uns etwas anzuhängen, ohne uns einen Tritt zu versetzen. Nun, ich werde ja wohl bald den letzten bekommen.“  
„Um — Hansen — so habe ich das nicht gemeint.“  
„Ach, laß doch die Verlegenheits-Redensarten! Es ist ja gerade gut so. Was soll ich denn noch auf der Welt herumfrischen wie ein Schatten? Was habe ich denn? Was soll ich denn noch hier? Die ganze Sache hat ja gar keinen Zweck.“  
„Aber Du bist doch der Selbstgeweihte! Warst's ja immer.“  
„Selbstgeweiht? Laß mich doch in Ruhe mit solchem Unfuss. Ich bin unglücklich, Mensch! Versteht Du das?“  
(Dolly leutet.)  
„Du häßtest betrauten sollen.“  
„Hättest, häßtest! Geh mir doch mit solchen traurigen Konjunktiven.“  
„Nun, so betraute doch noch. Ich habe schon manchen betrauten sehen, der noch älter als achtundvierzig Jahre war.“  
„Der Unglückliche! Es wird auch danach gewesen sein.“  
„Ach, nur Muth, Hansen, Muth! Warst doch sonst immer ein Bewunderer des Herrn Götz von Berlichingen.“  
„Vorbei! Vorbei!“  
(Die große Dolly tritt ein. Sie sieht in Bezug auf drohliche Minuterie und gutmüthige Beschäftigung aus dem Meerzweigs ängstlich.)  
„Zu Tisch, meine Herren, zu Tisch, heute ist Schloßher da werden keine Grillen gefangen.“  
(Hansen leutet.)  
„Und ich fahre morgen nach Karlsbad!“

**Der Aufenthalt Junkers bei dem Fürsten Mambanga und den Mangbattu.\*)**  
In der Residenz Mambangas warteten bereits Hunderte von Leuten auf meine Ankunft; die Frauen kamen mit ihren Sprößlingen sehr bald ohne Scheu herbei und auch Mambanga war mit mittlerweile gefolgt. Da dies es denn, ohne an eigene Mühe zu denken, sich alsbald dem Volk zu setzen und sich wiederum ankommen zu lassen. Auch das Benehmen der Leute in diesem eigenartigen Land war ganz verschieden von dem, was ich bei heidnischen Negervölkern bisher kennen gelernt hatte. Die Frauen erfreuen sich mancher Vorrechte und durften sogar bei öffentlichen Gelegenheiten im Kreis der Männer erscheinen. Daher zeigten sie, ganz anders als die A-Sandweiber, auch mir gegenüber nur wenig Schen. Sie brachten selbst ihre Kinder und Säuglinge mit, um sie der Probe auszuweisen, wie die Kleinen, in meiner Nähe oder auf meine Arme gelegt, sich wohl verhalten würden. Zeigten sie Angst oder begannen sie gar zu weinen, so brach die Gesellschaft in schallendes Gelächter aus. Ohne Zubringlichkeit lief alles das nicht ab, und wie weit es die Mangbattu darin treiben, das sollte ich schon am Tag meiner Ankunft inne werden. Als ich mich nämlich in meine Hütte zurückzog, da folgten mir viele selbst dorthin und plagten mich mit ihrer rasstlosen Neugier, wenn diese auch jetzt mehr meinen Sachen galt. Ich machte wohl den Versuch, die Zubringlichen durch einige Wächter Mambangas fortjagen zu lassen, aber dauerte sie nicht, denn kaum grante der Morgen, so war ich in meiner Hütte, ehe ich noch Zeit gefunden, mir den Schlaf aus den Augen zu waschen, schon wieder von Schaustiften

unlängert, und zwar vornehmlich von Frauen. Die Mangbatitudamen brachten ihre hübsch geschmigten mit reichen Mustern verzierten Schmel, sowie natürlich ihre Säuglinge mit und ließen sich, fäullich fäullich, dabei in ihrer Art auch sitzen, jedenfalls aber höchst bequem und losgelassen häuslich bei mir nieder. Ich zeigte ihnen allerlei seltsame Dinge, und mein Musikfassen that redlich das Seine. Auch einen kleinen schwarzen Weltbürger mußte ich wiederum zum Tadel der Menge im Schoß weigen t er verhielt sich dabei recht munterlich, traute mich melnen Händchen im Bart und griff nach meinen Hemd; knüpfen und andern, was eben in meiner Nähe war, tout, comme chez nous. Besonders bei den Mangbattu gewann ich näherten Einblick in das Gemüthsleben der Neger, dessen zarte Seiten gewöhnlich, aber mit Unrecht, bestritten werden. Gemüth und Gefühl können ihnen allerdings ebenbürtig fehlen, wie ja leider nur allzu oft dem civilisirten Menschen, aber es ist doch vorzuzie, diese Eigenschaften dem Naturmenschen ganz und gar abzusprechen. Ich gewann wenigstens die Ueberzeugung, daß der Neger Freude an seinen Kindern hat; er läßt ihnen die Händchen und auch die Frauen liebslos die Kleinen und scherzen und lachen umgebenen in Gegenwart der Männer, ein Anblick, den ich übrigens bei den Mangbattu häufiger gehabt als bei andern Negervölkern. Auch durch manche Sitten und Gebräuche, sowie besonders durch ihre Ueberlegenheit in der Erzeugung besserer Kunstgegenstände ergehen sich die Mangbattu unstreitig über viele andere Negervölker, wenn sie auch in anderer Beziehung zu den niedrig stehenden Naturvölkern zu zählen wären, d. h. insofern der Kannibalismus dabei entscheidend lehr kann. Diesem nämlich sind scheinbar mehr als die A-Sand's ergeben. Doch kann uns die Verirrung des Menschen, daß er das Fleisch seiner eigenen Sippe verzehrt, was selbst der Instinkt des Thiers verabscheut, nicht als Rückschritt dienen, wenn wir die Veranlagung der Naturvölker beurtheilen und die Stellung besserer Völker, die ihnen nach ihren Fähigkeiten und Eigenschaften in der Reihe der Völker gebührt.

Warum gerade begabtere, auf höherer Kulturstufe stehende Naturvölker der Anthropophagie ergeben sind, bleibt uns zwar ein ungelöstes Räthsel, ist aber eine nicht zu bestreitende Thatsache. Die Bewohner der äquatorialen Kongoregion sind mehr oder minder gleichfalls dem Kannibalismus angethan und nehmen unter den Fluß-anwohnern dennoch hinsichtlich ihrer Befähigung eine bevorzugte Stellung ein. Aehnliches drängte sich bei der Vergleichung der vertriebenen Völker, in den vielen von mir bereisten Gebieten, auch mir auf; so werden, um nur ein Beispiel anzuführen, die am Vahr el-Gebel wohnenden Bari-Stämme in Bezug auf die Entwicklung ihrer Kultur schwerlich den Vergleich mit den A-Sand's oder gar den Mangbattu ausfallen, und doch beobachten jene, wie alle im Osten und Norden lebenden Negervölker, den Genuß des Menschenfleisches. Den A-Sand's brachte ihr Kannibalismus den Beinamen Nam-Nam ein, so wie ihre südlichsten Stämme, die Sidi's und Bamba, sich den Namen Makaraka, gleichbedeutend mit Menschenfleisch gefallen lassen mußten. Auch die Mangbattu erzielten von den Arabern den besondern Namen Gurquta (von einem arabischen Wort, welches „durchlöchernd“ bedeutet), doch nicht wegen ihres Kannibalismus, sondern weil sie sich sehr hohe Ohrmuscheln durchbohren und in jedem dieser Löcher ein fingerdickes Stück Rohr oder Holz von der Form und Größe etwa einer Ulgare tragen.

An einem jener Tage bot mir Mambanga das Schauspiel eines Scheingefechts seiner Krieger, dem dann im kleineren Kreis ein Tanz mehrerer angelegener Mangbattu und schließlich des Herrschers selbst folgte. Hornsignale und das Tam-Tam der Musikanten riefen die Umwohnenden zum Fest. Die Männer zogen in Gruppen herbei; die meisten von ihnen ließen sich ihre leichten Sitzbänke nachtragen und setzten sich dann reihenweise in den Versammlungsgängen nieder. Zwischen diesen auf dem großen freien Platz begann darauf das Kriegsspiel, welchem Mambanga, von einer Anzahl seiner Frauen umgeben, von seiner Laube aus zuschaute. Dort hatte auch ich mich eingeunden und neben ihm auf meinem eigenen Stuhl Platz genommen. Gleichfalls in Gruppen traten nun die zum Krieg gerüsteten Männer mit Schild und Speeren hervor und begannen das charakteristische, höchst anziehende Angriffsgesicht gegen einen unsichtbaren Feind. Wutentbrannt stürmten die Krieger aus der Laube Mambangas der offenen Stelle des Halbkreises zu und schleuderten ihre Speere weithin durch die Luft, wobei sie einander im kräftigen Fernwurf zu überbieten suchten. Der Schild nebst einigen Reservoiren — die Mangbattu führen gleich den A-Sand's mehrere leichte Wurfspeere — wird dabei in der Luft gehalten, während der zum Entweichen bereit Speer hoch über dem Kopf in der rechten Hand hielt und wirbelt. Gleichzeitig suchen die Krieger sich sowohl während des Laufs, wie auch auf dem Punkt, von dem aus sie das Scheingefecht fortführen, beständig mit ihren Schilden gegen die vom Feind geschleuderten Speere zu decken. Sie bringen dabei den Körper in die mannigfaltigsten Stellungen, denn sie achten auf die heranommenden Speere und sind bestrebt, durch Sprünge, Hin-auf-sich-gehen der Welle oder ein völliges Zusammenfallen sich derselben zu entziehen. Zugleich werden die Schilde durch Drehen in der Hand beständig von einer Seite zur andern geworfen, jedesmal dahin woher der vorgelegte Speer kommt; ihr Anschlagen an den linken Oberarm verursacht ein eigenartig raschendes Getöse. Nach dem Zurückgehen der ersten Gruppen traten immer wieder neue heran und unterhielten durch solches Kriegsspiel die Schaustiften stundenlang. Um Abwechslung in das Gleichförmige zu bringen, führten,

besonders gemante Krieger Einzelgefechte auf. Sie raften allen übrigen voran und zeichneten sich durch Ausdauer, Geschmeidigkeit und Raschheit der Bewegungen aus.  
(Schluß folgt.)

### Räthsele \*)

**Räthel.**  
Eine Schaar von Ringelblüthen  
Liebt des Vindlings Blüthe an  
Wie durch Zucker getanzt  
Küßt sich auch der stürmte Mann  
Die Weibchen der Schlangen,  
Dieer glatten Vaterslang,  
Spielt mit ihnen ohne Bangen  
Und vermerkt nur die Gefahr.

Bin eine Köpfe keine Dame,  
Als einem glühenden Brande,  
Die Frauen, precht, wie ist mein Name?  
Euch allen bin ich wohlbekannt,  
Wenn ich mich nicht verlieren,  
Reicht mir und fächelt keinen Wind,  
Der Borzug eines „Sodagener“  
Lieht noch in meinem Rumpfe fort,  
Doch trennet ihr zuletzt verwehen  
Von diesem Rumpfe noch den Fuß,  
Dann löst euch wehmüthig ab entgegen  
Ein Abschiedswort, ein Scheidegung.

Es giebt ein Ding, das gar verlockend:  
Bald ist es kurz, bald ist es lang,  
Bald ist es klein, bald ist es groß,  
Bald ist es harter oder weich,  
Es ist ein Ding, das verlockend:  
Nicht ist es klein, bald verlockend,  
Nicht ist es klein, bald verlockend,  
In tausend Klaffen sich erneuert,  
Wird mit Vergnügen es erkannt.

Kannst du das Raubthier mit Jagen,  
Das alle aulet und ergötzt?  
Denn überirdischen Dingen  
Gewandert es denn noch nicht?  
Du bist es leider, halbes Mädchen,  
Das die Erde nicht liebt,  
Von Anfang an bist du gewesen,  
Und mehr als alles, was da ist.

Ich bin vom Feuer selbst geboren,  
Und doch ins Dunkel tief getannt,  
Bewahrung ist mir angeworren,  
Ich weiche ohne Widerstand.  
Man reißt von meinem Spiz mich nieder,  
Vertilgen die verdaute Spur;  
Es ist umsonst; — o glaub' es nur,  
Denn mit dem Feuer lehr' ich wieder.

Raslos in dem Strom der Zeiten  
Reiß' ich meine Wellen auch,  
Wie sie unerschüttert fließen,  
Nach' ich sie stunden gleich.  
So den Magenquark der Muten,  
Wie die Natur bringe ich,  
Und doch in dem eignen Bienen  
Wohnt die Unruh ewiglich.

Die Räthselungen folgen in nächster Sonntags-Nummer.  
Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichen Wege richtige Lösungen einbringen, werden dann auch veröffentlicht.

- Auflösungen der Räthsel aus letzter Sonntags-Nummer.**  
Auflösung des 1. Räthsel's: Sternwarte.  
Auflösung des 2. Räthsel's: Esch, Bog, Mann.  
Auflösung des 3. Räthsel's: Donauwörth.  
Auflösung des 4. Räthsel's: Kette.  
Auflösung des 5. Räthsel's: Fuß.  
Auflösung des 6. Räthsel's: Schär, Haar, Nar.  
Richtige Lösungen: 1, 2, 3, 4 u. 6: J. Wolf, 1, 2 u. 3: G. Dreypand, 2, 3, 4 u. 5: Wilhelm Köpff.

**Auflösungen aus der Sonntagsbeilage vom 21. Dec.**  
Auflösung Nr. 1:

Auflösung Nr. 2:

Auflösung Nr. 3:

Richtige Lösung Nr. 3: G. Dreypand.

\*) Nachdruck verboten.  
Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Köpff.